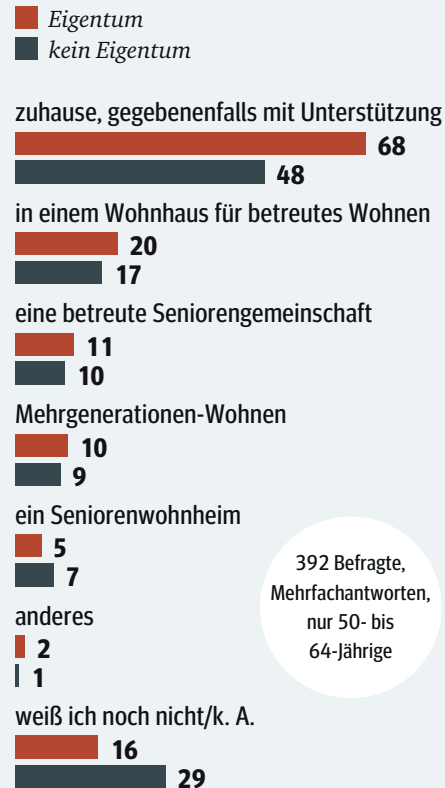


VIELE MENSCHEN ÜBERLEGEN NICHT, WO SIE IM ALTER WOHNEN SOLLEN

Umfrage: „Welche Wohnform würden Sie persönlich im Alter bevorzugen?“



KURIER Grafik: Künz, Breineder | Foto: freepic

Quelle: www.silver-living.com

Babyboomer: Sorglos in die Pension

Umfrage. Drei Viertel der Befragten haben keine Pläne für ihren letzten Lebensabschnitt.

Eine Ausgangslage mit sozialem Sprengstoff: Nicht wenigen droht die „graue Altersarmut“

VON UWE MAUCH

Es gibt einige Dinge im Leben, die der älter werdende Mensch lieber übermorgen als heute erledigen würde. Die regelmäßige Vorsorgeuntersuchung zählt dazu. Die Patientenverfügung auch, sein Testament. Zuvor noch die gar nicht unwesentliche Frage, wo und vor allem wie er einmal seinen Lebensabend verbringen möchte.

Mit dieser Frage wurden jetzt Menschen in Österreich zwischen 50 bis 75 in einer repräsentativen Umfrage vom Sora-Institut konfrontiert.

Die Antworten haben es in sich, geben in der Tat Anlass zur Sorge: Drei von vier Befragten haben keine konkreten Pläne, wo sie im Alter einmal wohnen werden.

Markant ist dabei dieser Widerspruch: Die Mehrheit der Babyboomer gibt zwar an, selbstbestimmt leben und wohnen zu wollen, trifft aber

selbst keine Entscheidungen für eine diesbezügliche Zukunft. Verdrängt wird zeitgleich auch die Frage, wie man einmal betreut werden möchte. Frei nach dem Motto: „Die Kinder, der Staat. Es werden sich schon andere um mich kümmern.“

Dieses kollektive Aufschieben auf morgen könnte zum Bumerang werden. Der Notstand in der Pflege ist heute schon eklatant. Wenn in absehbarer Zukunft der große Schwall aus den einst geburtenstarken Jahren auf fremde Hilfe angewiesen sein wird, wird es richtig eng.

Künftige Probleme

Dazu passt ein signifikantes Ergebnis der Studie, die vom Anbieter privater Seniorenwohnhäuser Silver Living finanziert worden ist: Die „Best Ager“, noch so ein verklärter Begriff der Werbefachleute, beginnen erst dann über ihre eigene Wohn-

situation konkret nachzudenken, wenn sie plötzlich keine Stiegen mehr steigen können oder eine Betreuung benötigen und damit verbunden natürlich mehr Geld.

Die Autoren der Studie kommen daher zu dem beunruhigenden Schluss: Das Ignorieren, auch von der Politik, wird dazu führen, dass viele Babyboomer in Österreich direkt auf ihre, die sogenannte „graue Altersarmut“ zusteuern.

Dazu eine Prognose der Statistik Austria: Der Anteil der Über-65-Jährigen wird in Österreich bis zum Jahr 2050 auf fast 30 Prozent steigen.

Auffällig ist in einem der reichsten Länder der Welt auch die große Schere zwischen jenen, die Wohneigentum besitzen, und jenen, die nicht derart privilegiert sind. Nicht weiter überraschend hängt die jeweilige Lebens- und Wohnzufriedenheit von der persönlichen ökonomi-

sehen Situation ab. So ist diese Zufriedenheit bei Menschen mit geringem Einkommen und keinem Wohneigentum deutlich geringer.

Menschen mit Eigentum planen häufiger einen Verbleib in der aktuellen Wohnung (jeder Zweite) als die Gruppe ohne Eigentum.

Anderer Wohnformen als zu Hause sind weiterhin weniger beliebt. Nur jeder fünfte Befragte äußert den Wunsch, im Alter Betreutes Wohnen, Betreute Seniorengemeinschaften oder Mehrgenerationen-Wohn-einheiten zu nutzen.

Aktuelle Probleme

In der aktuellen Befragung der 50- bis 75-Jährigen ging es auch um Hoffnungen und Sorgen, die sie schon heute haben. Vier Fünftel der Befragten macht die Teuerungswelle zu schaffen. Weitere Sorgenbringer sind mit abnehmender Intensität der

Ukraine-Krieg (71 Prozent), die Klimakrise (67 Prozent) und die Corona-Pandemie (mit vergleichsweise niedriger 39 Prozent).

In der Regel sind jene, die in Pension sind, mehr über die globalen Krisen besorgt als die noch Erwerbstätigen. Dafür machen sich diese wiederum – auch nicht weiter überraschend – mehr Sorgen, wie sie auch angesichts der Teuerung finanziell über die Runden kommen.

Gefragt wurde auch, wie sich die Corona-Pandemie mit all ihren Einschränkungen auf die Altersgruppe ausgewirkt hat: Immerhin 28 Prozent der Befragten gaben an, dass sich ihre körperliche Gesundheit seit Beginn der Pandemie im Frühjahr 2020 verschlechtert hat. Bei jedem vierten Befragten hat demnach die psychische Gesundheit gelitten, und bei jedem Fünften sind es die sozialen Beziehungen.

Wenn Lehrer nicht in die Schule, sondern ins Büro gehen

Seitenwechsel. Das Projekt Seitenwechsel ermöglicht es Lehrpersonen, für ein Jahr in die Privatwirtschaft zu wechseln. Die Pädagogen können neue Perspektiven gewinnen und dadurch ihre Schülerinnen und Schüler schließlich besser auf die Arbeitswelt vorbereiten.

Eine, die den Schritt gewagt hat, ist die 31-jährige Magdalena Schmidbauer. Seit Schuljahresbeginn arbeitet die Deutschlehrerin nun beim Aluminiumkonzern AMAG. „Ich habe sehr schnell studiert und bin bereits seit sieben Jahren Lehrerin. Ich hatte zwar einige Ferialjobs – doch das ist nicht das Gleiche, wie in einen Betrieb zu arbeiten. Deswegen habe ich mich auf diesen Tausch eingelassen“, begründet sie ihren zeitweisen Wechsel in die Privatwirtschaft.

Die Pädagogin ist davon überzeugt, dass sie sich in diesem Jahr persönlich weiterentwickeln kann – auch weil sie erlebt, wie sich andere Strukturen auf die Arbeit der Menschen auswirken. Zudem weiß sie nach diesem Jahr dann aus eigener Erfahrung, welche Kompetenzen Jugendliche im Job später einmal brauchen werden.

Auch im kommenden Jahr haben Lehrkräfte, die in der Sekundarstufe 1 und 2 unterrichten, die Chance, für ein Jahr in einem Betrieb zu arbeiten. Interessierte können sich bis 31. Jänner 2023 unter seitenwechsel.at bewerben. Sie werden in unterschiedlichen Bereichen wie Projektmanagement, Marketing, interne Kommunikation oder der Konzeption von Lehrlingsprogrammen eingesetzt.

Das Projekt läuft zwei Jahre: Im zweiten Jahr soll die Lehrkraft ihr Wissen in der Schule so umsetzen, dass sie als Multiplikator für die Themen fungiert, mit denen sie sich im Vorjahr befasst hat. Angesprochen sind Lehrer aus Mittelschulen, AHS und Polytechnischen Schulen, die sich in Absprache mit der Direktion bewerben. UTE BRÜHL

Bartrasur mit OP-Roboter: Männer-Motivation für die Prostatakrebs-Früherkennung

Rapid-Kapitän Dibon und Cheftrainer Barišić legten sich unter das von einem Oberarzt per Roboterarm gesteuerte Rasiermesser

Initiative. „Tut's weh?“, fragt Rapid-Urgestein Andy Marek leicht besorgt Kapitän Christopher Dibon. „Gar nicht“, antwortet dieser. Dibon wird gerade rasiert – von einem Oberarzt, dem Urologen Michael Lamche vom Krankenhaus der Barmherzigen Brüder in Wien. Und das auf unkonventionelle Weise: Lamche sitzt im Mediacenter des Allianz Stadions in Wien an der Steuerkonsole eines dort (vorübergehend) aufgestellten OP-Roboters. Er blickt in einen 3-D-Monitor und bewegt mittels Controller den Roboterarm samt darauf montiertem Nassrasierer so, dass nach und nach die rechte Wange von Rasierschaum und Barthaaren befreit wird: „Aus meiner Erfahrung he-

raus erkenne ich, wie das Gewebe auf den Druck reagiert und ob dieser zu hoch ist.“

Auch Rapid-Cheftrainer und Geschäftsführer Zoran Barišić legte sich unter das roboter-assistierte „Rasiersystem“. Mit der Aktion soll im Männergesundheitsmonat November auf die Prostatauntersuchung ab dem 45. Lebensjahr und den PSA-Test aufmerksam gemacht werden.

PSA (prostataspezifisches Antigen) ist ein Eiweiß, das von Zellen der Prostata produziert wird und bei einer Krebserkrankung erhöht ist.

Immer wieder gibt es Kritik, durch den Test würden auch Erkrankungen entdeckt, die keiner Behandlung bedürft hätten: „Wir gehen heute sehr differenziert mit den Ergeb-



Urologe Lamche steuert den Roboterarm, der Kapitän Dibon rasiert

nissen um“, sagt Anton Ponholzer, Generalsekretär der Gesellschaft für Urologie und Vorstand der Urologie und Andrologie bei den Barmherzigen Brüdern in Wien. „Wir kombinieren sie mit einem MRT, einem bildgebenden Verfahren: Damit ermitteln wir jene Patienten, bei denen der Verzicht auf eine Behandlung eine negative Auswirkung auf die Lebenserwartung hätte.“ Bei einem sinnvollen Einsatz des PSA-Tests werde das individuelle Risiko, an Prostatakrebs zu sterben, um 30 bis 50 Prozent gesenkt.

„Wir wollen den Männern die Angst vor einer urologischen Untersuchung und der Diagnose Prostatakrebs nehmen“, sagt Martina Löwe von der Österr. Krebshilfe.

„Als ich angefangen habe, waren die Prostataoperationen ein Hasardspiel“, erinnert sich Lamche. „Damals lautete die Frage: Wird dieser Patient irgendwann einmal wieder kontinent sein? Das hat sich total geändert. Heute können wir sagen: Es wird nicht lange dauern, bis dieser Patient wieder kontinent ist – oder er bleibt es überhaupt die ganze Zeit hindurch.“ Wichtig sei es, den Tumor frühzeitig zu entdecken.

„Mit der Roboter-assistierten Chirurgie können wir Krebs nicht besser heilen als ohne“, sagt Ponholzer. „Aber viele Patienten werden rascher wieder kontinent, haben weniger Blutverlust und können rascher in den Berufsalltag zurückkehren.“ E. MAURITZ